

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 69.

Posen, den 23. März 1928.

2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Insfried von Wechmar.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der rundliche Major hing den Hörer an. Langsam, bedächtigen Schrittes hatten sie eben die ersten Mannschaften auf dem Wege zum Start das Ziel passiert. Immer neue kamen beim Zielhäuschen vorbei, der Lange, die Baronin, der junge Führer, die Schwester, der Kleine, der fröhliche Berliner.

Still stiegen sie die steile Bahn hinauf. Keinem war so recht nach Reden zumute, und jeder dachte nur mit Spannung an das, was die kommenden Stunden bringen würden.

Der rundliche Major sah hinter ihnen her. Farbenfroh und lustig hoben sich die roten, blauen und gelben Kappen, die bunten Sweater vom Weiß des Schnees zu beiden Seiten der Bahn, vom bläulich starrenden Eis der Kurven ab. Jede Mannschaft hatte ihren besonderen Dress, jede das Abzeichen ihrer Bobs auf Jade oder Mähe.

„Morgen.“

Der Bobkonstrukteur begrüßte den Major.

„Feines Rennwetter, was?“ Einen Augenblick unterbrach er die Unterhaltung mit dem ewig protestierenden Oberleutnant, dann ging er weiter.

„Wasser, Wasser, Eis, Eis, das ist das Wesen des Kurvenbaues. Von innen heraus muß die Kurve entstehen.“

An der S-Kurve machte der Konstrukteur wiederum Halt. Mit der spitzen Zwing des Stodes stieß er gegen die Kurvenwand, dumpf summte das Rohr, ohne eine Spur zu hinterlassen.

„Fabelhaft!“ Der Bobkonstrukteur rieb sich mit dem gebogenen Zeigefinger die etwas zu große Nase, dann ging er langsam weiter, überall ein wenig stehenbleibend, überall ein wenig redend, ein wenig kritisch. Doch auch er war schließlich am Start, tauchte unter im Gewimmel der Führer, Bremser und Mannschaften.

Der breite Schachmeister sah auf die Uhr. Noch zehn Minuten, dann konnte er den ersten auf die Reise schicken.

Noch zehn Minuten, dann gab er das Zeichen zum Start für die Deutsche Meisterschaft, das große Rennen um den Titel, den jeder Bobfahrer im stillen ersehnt und den doch die wenigsten nur erreichen.

Der breite Schachmeister sah über die weit über hundert Sportkameraden hinweg zur Kuppe des Hohen Berges.

Wieviel Hoffen, wieviel Energie, welche Summe vorbereitender Arbeit lag doch in diesen Worten verborgen: Deutsche Meisterschaft! Da standen sie nun alle, die Konkurrenten, frierend vor Kälte und nervöser Spannung, hastig rauchend die einen, gestikulierend die anderen, sinnend, erregt oder auch Gleichgültigkeit markierend.

Am Ablauf, einem aus Schnee erbauten Hügel oberhalb des Starts, ließ der junge Führer seinen Schlitten fertigmachen. Die Mannschaft saß bereit, die Füße fest in die Fuhrastren oberhalb der Kehe gestemmt, die ein Durchtreten beim Abrutschen der Sohle verhindern sollten. Die Hände an die Halteschlaufen verkrampft.

Der kleine lustige Berliner stand aufrecht an der Bremse, den Bremshebel hochgestellt in der Linken, die Rechte gegen die zurückgestellte Schulter des Vordermanns gepreßt.

Der junge Führer gab die letzten Instruktionen. Noch einmal übte er das „Bobben“, das langsame Zurücklegen des Oberkörpers nach dem langgezogenen Kommando „Eins, zwei“, und das ruckartige, den Stoß auf dem Wege über die Bethe dem Schlitten mitteilende Vorschneilen des Oberkörpers nach dem Kommando „Bob“.

XXI.

„Nummer 1 fertigmachen!“ Durch das Megaphon versuchte der Schachmeister gegen das Pfeifen des Windes anzukommen. Der junge Führer nahm hinter dem Steuer Platz.

Aller Augen richteten sich auf diesen ersten Schlitten, mit dessen Start der Kampf um die Meisterschaft begann. Der Lange trat noch einmal an den Bob heran. Der Baronin, die ein wenig blaß, ein wenig verängstigt hinter dem breiten Rücken des jungen Führers kauerte, reichte er die Hand, dann trat er zurück.

Eilig prüfte der Schachmeister noch einmal Telefon und Zeitnahme. Die Handstoppuhr in der Rechten zur Ergänzung der elektrischen Zeitkontrolle bei deren Versagen, den Hörer des Telefons in der Linken, stand er im schließenden Telefonhäuschen.

„Ziel?“

„Hier Ziel.“ Die Stimme des Majors.

„Hier Start; ich starte Nummer 1.“

Der Schachmeister sah aus dem offenen Fenster zur Höhe hinauf.

„Nummer 1, fertig?“

„Fertig!“ Der junge Führer hob die Hand.

„Achtung! Drei, zwei, eins, los!“

Mit kräftigem Ruck warf der kleine Bremser die Bremse nach vorn, stieß den Schlitten von der Ablaufstelle, und schon sauste der Bob in die Tiefe. Der kleine Bremser rannte nebenher, sprang auf, stand einen Augenblick, kniete dann und sah, die Bremshebel beiderseits in der Hand, noch ehe der Bug des Schlittens die über die Bahn am Starthäuschen gespannte Schnur der elektrischen Zeitnahme durchschnitt.

„Knack“, riß das Band; „ta“, ließ die elektrische Uhr und zugleich die in der Hand des Schachmeisters.

„Bobheil“ wünschte der Starter dem enteilenden Schlitten; dankend hob der junge Führer die Hand, wie ein Wiesel eilte der Bob durch die Schlenker im oberen Teil der Bahn, dann leuchteten die Kappen der weit zurückliegenden Mannschaft noch einmal auf, und schon war der Schlitten im Hochwald verschwunden.

Die Spannung am Start löste sich nur wenig. Der junge Führer war kein Rivale in dieser schweren Konkurrenz; man mußte abwarten, was man selber fuhr.

Automatisch wiederholte der Schatzmeister: „Eisenbahnkurve durch, S-Kurve durch.“

„Achtung, Bob kommt!“

Vom Ziel kam die Meldung, wo der Bob oberhalb des Zieles auf der Höhe gestrichet wurde.

„Achtung! — Durch!“

Noch ehe des Zielrichters Ruf die Handstoppuhr des Starters zum Stehen brachte, hatte der Schlitten das Zielband zerrissen, war die elektrische Zeitnahme stehen geblieben.

Der Schatzmeister sah auf die Uhr im Kasten des selbsttätigen Zeitzählers. Die Uhr am Start zeigte das gleiche Resultat wie der Chronometer am Ziel. Das Ergebnis der Fahrt war gut, aber nicht sonderlich aufregend.

Und während die Mannschaft des jungen Führers den Schlitten zum Herausziehen für den zweiten Lauf an den Aufzug brachte, gingen am Ziel und in den Kurven die Zahlen hoch, die dem trotz früher Morgenstunde zahlreich erschienenen Publikum das Resultat verkündeten.

„Ist die Bahn frei?“ —

„Bahn frei!“

Nach der Reihe kamen die Meldungen von den Kurven.

„Achtung! Nummer 2.“

Und wieder „Drei, zwei, eins, los, Bobheil!“ Wieder stehendes Erwarten der Kurvenmeldungen, das „Durch!“ des Zielrichters und die Bekanntgabe des Ergebnisses an allen Zeittafeln.

Bob auf Bob folgte. In tadelloser Ordnung wickelte sich das Rennen ab.

„Nummer 15!“ Der lange Graf trat an seinen Schlitten.

„Na los, Bobfine!“ Vorwurfsvoll sah er die Schwester an.

Sie reichte dem Kleinen die Hand. Mit Herzlichkeit und Wärme umfing ihn ihr Blick.

„Bobheil, Kleiner!“

„Bobdank!“

Mehr konnte der Kleine nicht hervorbringen. Er war zu sehr erregt. Jetzt entschied es sich, jetzt kamen Minuten, hochgespannt und bestimmend für ihn und sein ganzes ferneres Leben.

Die Zeiten, die bisher gefahren worden waren, er hoffte mit Zuersticht, sie auch zu erreichen. Er hatte eine gute Maschine, die beste vielleicht außer dem Bobkonstrukteur. Doch den fürchtete er nicht, der probierte zuviel, ließ „hobben“, wo er ohne die Mithilfe der Mannschaft mehr erreicht hätte, und war nicht stetig in einer Fahrweise trotz großen Könnens.

Aber der Lange! Diese Ruhe, diese Gleichmäßigkeit und diese Routine! Der Kleine würde einen schweren Stand haben.

Immer wieder hielt er es sich vor Augen, was für ihn auf dem Spiele stand, immer wieder grübelte er darüber nach, ob er es schaffen, ob er die Erwartungen nicht enttäuschen würde, die die Bobfine in sein Können setzte. Und so vergaß er vor lauter Nachdenken noch ganz, ihr noch einmal zuzusehen, als sie jetzt, lang hinter ihrem Bruder auf dem Schlitten liegend, in sausender Fahrt an ihm vorbeikam.

Der Kleine sprang vor und blickte die Bahn hinunter. Immer wieder tauchte der kahle Schädel des Führers auf, der ohne Mühe fuhr, verschwand, zeigte sich wieder, dann schiebte der Schlitten in den Hochwald.

Kurze Zeit darauf die erste Kurvenmeldung, die zweite, die dritte. Der Bob hatte eine beängstigende Fahrt.

Und wieder. „Achtung! Bob kommt!“ Vom Ziel her wieder: Durch.

Der Kleine hatte sich neben den Schatzmeister gestellt. Von dessen Uhr las er die fabelhafte Zeit des Langen.

Eine Minute 44 $\frac{1}{5}$ Sekunden! Das war ein Wahnsinn, das konnte nicht möglich sein. Das hieß zehn volle

Sekunden besser als der beste aller bisherigen Schlitten, hieß Bahnrekord und war nach menschlichem Ermessen nicht zu schlagen.

Doch dann kam die Bestätigung vom Ziel und zugleich die Meldung: „Bahn frei!“

Der breite Schatzmeister gab dem kleinen Freunde die Hand.

„P'heil, Kleiner.“

Au., er sagte nur diese beiden Worte, und doch lagen auch in ihnen all die guten Wünsche verankert, die der Schatzmeister für den Kleinen im Herzen trug.

Der Kleine lief den Berg hinunter zu seinem Schlitten. Der pflichttreue Bremser hatte die Mannschaft schon placiert. Am Steuerrad hing die Brille, an der Steuersäule baumelte eine Puppe, eine „Bobfine“ aus bunter Wolle, des Kleinen Talisman.

„Der Lange hat 1 Minute 44 $\frac{1}{5}$ Sekunden gefahren, wir müssen $\frac{1}{5}$ Sekunde besser sein, wenn wir etwas erreichen wollen. Ich hole alles aus dem Schlitten und aus der Bahn heraus, was in Ihnen steckt. Wer ausschütten will, mag es jetzt sagen. Wir sind fünf, ich kann auch mit vierten starten.“

Einem jeden Mann seiner Besatzung sah der Kleine scharf in die Augen. Niemand wich dem Blick aus.

„Ich danke Ihnen!“

Der Kleine setzte sich zurecht, schon die Brille über den Augen, wischte mit dem Handschuh noch einmal über die beschlagenen Gläser, faßte das Steuer, suchte am Radfranz im Nachgreifen einen festen Halt, und dann nickte er dem breiten Schatzmeister zu.

„Drei, zwei, eins, los!“

(Fortsetzung folgt.)

Gespräch am Gartenzaun.

Von Otto R. Gervais.

Unserem Haus gegenüber lag eine Villa. An ihr war nichts bemerkenswert als der riesige Quader über der Tür mit einem schönen lateinischen Spruch, den wir in der Schule übersehen mußten, weil er über diesem Hause, der Villa des reichen Direktors einer großen chemischen Fabrik, von der die Stadt lebte, auf- und sinn-fällig stand. „Hic habitat felicitas. — nihil intret mali.“ So lautete er und wir übertrugen ihn in unser geliebtes Deutsch: „Hier wohnt das Glück. Nichts Böses trete ein.“

In dieser Villa wohnte aber nicht das Glück. In ihr wohnte Felicitas, die schöne Tochter des biden Direktors, dessen Äußeres zwar nicht auf seine Farbenwerke schließen ließ, der aber innerlich, in dem, was man als Seele zu bezeichnen pflegt recht fleißig war von all den Farben, die ihn umgaben.

Wenn ich im Sommer aus dem Fenster sah, dann tauchte jeden Nachmittag um dieselbe Zeit das Schöndchen des Pförners drüben vor der Villa auf. Und es währte auch nicht lange, da kam Felicitas aus der Tür, begrüßte Luz, dem Gymnasiasten und Pförnerssohn und reichte ihm durch die Stateten hindurch ihre weiße, heringte Hand. Sie war älter als Luz, dunkellockig, geschmeidig, von edlem Gesichtsausdruck, der immer, trotz der feuchtschimmernden Augen, etwas Müdes, Gelangweiltes an sich trug. Die beiden standen oft stundenlang vor dem Zaun. Sie innen und er außen. Eintreten durfte er nicht, konnte er auch nicht, denn die Pforte war abgeschlossen und außerdem verkündete ein Messingchild, daß „Bistige Hunde“ auf der Baur liegen. Wenn ich das Fenster öffnete, dann deckte mich eine Kastanie vor den Blicken der Leiden, und ich konnte jedes Wort verstehen, das sie sprachen. Wie werde ich diese Stimmen vergessen, die lebhaftesten Debatten führten über Probleme tagessfernter Art. Felicitas wundervolle Altstimme, von unbeschreiblicher Süße und Melancholie, in bald tief, halb hohen Modulationen, wie es das Thema wollte, und Luz kapriziösen Tonfall, der gleicherweise stark zum Tenor und Sopran neigte.

„Du mußt tief denken, Felicitas, — so tief, daß du Kopfweh bekommst. Du, dann verfinstert plötzlich alles um dich, du stehst einem leeren Raum gegenüber. In diesen packst du dann den Gegenstand, der dir zu durchdenken Mühe macht. Er zeigt dir dann in diesem Großhirn-Batuum sein Innenwirdes, er verkert jede Beziehung zur störenden Umwelt, er wird durchsichtig, wie von Röntgenstrahlen durchleuchtet, es ist die vierte Dimension, die sich dir wundervoll offenbart.“

„Das kann ich nicht, Luz. Das Können wohl nur Männer. Wenn ich grübele, dann werde ich traurig. Mich lullt jeder tiefe Gedanke ein, er umwickelt mich, spielt mit mir. Es ist süß, aber es ist ein so dunkler Rausch, — wie Narke. Manchmal, wenn du sprichst, dann überkommt mich ein Schwindel, ein seliger Taumel. Deshalb wohl nur komme ich immer wieder zu dir, obgleich mein Vater es nicht haben will, daß ich mit dir spreche . . .“

„Dein Vater kann nicht so tief denken wie ich. Daher habe ich auch keine Furcht vor ihm. Niemand kann so abgründlich in sich hineintauchen wie ich. Daher, Felicitas, habe ich in Mathematik eine Eins. Der Ordinarius sagt, daß wäre an diesem Gymnasium noch nie vorgekommen. Aber es ist so einfach, so unendlich einfach. Nur muß man üben. Tag und Nacht denken. Nichts als denken. Und ich schlafe auch sehr wenig, denn Schlaf schadet dem Geist, er überdoppelt ihn mit dummen Träumen. Mit Phantasieungeheuern. Sie sind so dumm, so unendlich dumm, trotzdem gehen viele Menschen, — ich glaube auch du, — diesen Träumen nach ...“

„Träumen ist das Schönste für mich ... Warum magst du keine Märchen ... Warum nicht, Luz?“

„Sie sind zu nichts nütze. Denken aber ist zu etwas nütze. Gib mir wieder eine Aufgabe, Felicitas. Eine recht schwierige. Bitte!“

„O, Luz, du löst sie ja doch alle so schnell.“

„Mache es mir recht schwierig!“

„Wieviel ist 785 mal 435?“

Es dauerte keine drei Sekunden, und Luz sprudelte lächelnd hervor:

„341475.“

Felicitas rechnete im Sande mit dem Finger nach. Es stimmte.

„Es stimmt, wie immer. Das ist langweilig, Luz.“

„Erfinde etwas viel Schwierigeres. — Du, etwas, was ich nicht sehen kann. Etwas Geheimnisvolles.“

Felicitas dachte nach. Sie sentte den Kopf. Es strengte sie an.

Plötzlich wurden ihre Züge lebhafter, eine leichte Röte verflärte ihr Gesicht.

„Das wirst du nicht raten! — Welche Farbe haben meine Strumpfhalter?“

Im selben Moment antwortete Luz auch schon:

„Rosa.“

„Nein, es ist nicht wahr! Zum erstenmal hast du falsch geraten!“

Triumph lag in ihrer Stimme. Echt weibliche Triumphlust, die zwar um das, was sie nun verlor: den unbedingten Glauben an die Unfehlbarkeit dieses Menschen, trauert, sich aber nur im Unterbewußtsein dieses Verlustes bewußt wird und eben triumphiert.

„Was gibst du mir, wenn ich richtig geraten habe?“

„Du hast es nicht! Du hast es bestimmt nicht!“

„Schenke mir ein Strumpfband, wenn du die rosanen heute trägt!“

Felicitas wurde unruhig. Sie sah Luz fragend an.

„Aber ich weiß doch ganz genau, daß ich die violetten heute anlegte, weil sie zu meinen Strümpfen so gut passen. Luz, ich habe die violetten Strumpfbänder um, — die mit den großen Schleifen.“

„Du weißt es nicht. Du weißt vieles nicht. Du hast die gestrichelten Rosabänder um!“

Felicitas wurde schwankend. Sie streckte das graziöse Bein durch die Stateten:

„Sieh' selbst nach. Ich schaue weg. Ich will es nicht sehen.“

Behutsam, zart, als könnte er ihr Schmerz antun, streifte Luz ein Strumpfband von Felicitas Schenkel. Es war ein schönes Rosa-Strumpfband.

Felicitas ging ins Haus. Ohne ein Wort, einen Blick, einen Gruß.

Von diesem schönen Sommertage an sah ich die beiden nie mehr am Gartensaum philosophieren.

„Der Roman eines siamesischen Prinzen“.

Wenn man den Namen Siam hört und schlagwortartig umreißt will, was man davon weiß, so wird dieses Reich im fernen Osten, in jenem Teile Asiens, den wir Hinterindien nennen, kurzweg als das „Land der weißen Elefanten“ von uns bezeichnet werden. Damit ist meist unser ganzes Schulbuchwissen über dieses Reich, dieses einzige Reich des indischen Kulturkreises, das dem europäischen Ansturm standhielt und sich bis zum heutigen Tage die politische Selbständigkeit zu wahren vermochte, erschöpft. Was nicht schon französischer und englischer Kolonialbesitz früher geworden war, das wurde durch die überlegene Diplomatie weitblickender Staatsmänner im 19. Jahrhundert vor dem Zugriff der Europäer gerettet. Wodurch? Man eignete sich die technischen und wissenschaftlichen Methoden an; König Chulalongkorn fuhr selbst nach Europa. Auch die Söhne des Königs, die nach dem siamesischen Staatsprinzip später die leitenden Stellen im Staate bekleiden, verlebten ihre Jugend in Europa und erhielten hier ihre Ausbildung; so wurden sie die berufenen Träger der notwendig gewordenen Reformen, die tatvoll und klug durchgeführt wurden, ohne daß das Land seine natürliche Eigenart verlor. Diese interessanten Kulturzustände werden geschildert in dem Roman von Navi Ravendra „Im Schatten Buddhas“.

Chatri, der Held des genannten Romans, ist ein Prinz, der seine ganze Bildung in Deutschland erhielt und nach abgeschlossenem Universitätsstudium in die Heimat zurückkehrte, um dort voll Tatendrang an der Europäisierung Siams zu arbeiten. Wahre Tatsachen liegen dem Roman zugrunde. Der Verfasser hat lange in Siam gelebt und war ein naher Freund des Prinzen, der ihm als Modell diente. In der Seele des Prinzen kämpfen Asien und Europa gegeneinander. Der Wissenschaftlichkeit und der zivilisatorischen Energie des Westens tritt

das unergründliche Geheimnis des Ostens gegenüber. Der europäische Asiat, der von seiner Mission ganz erfüllt ist, verfallt schließlich ganz wieder jenem Lande, dessen Blut in seinen Adern rollt; der Versetzter modernster Vernunft erliegt dem Rauber uralter Weisheit, der Geliebte der geistig hochstehenden Europäerin wird Gatte einer garten siamesischen Prinzessin und nach deren Tode Herr eines Harems. Der Doktor der Nationalökonomie stirbt als buddhistischer Mönch.

Der Hintergrund dieses Schicksals ist ein großartiges Kulturgebild, das in jedem Zuge echt und von lebendiger Anschaulichkeit ist. Mit Recht nennt der Verfasser sein Werk „Im Schatten Buddhas“, denn symbolisch thront über allem dessen Statue. — Das vorliegende Werk ist bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 156/157, erschienen. Für den vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag von 4.20 M. (9 Blöte) erhält das Mitglied einen prächtigen Halblederband nach eigener Wahl und außerdem die große illustrierte Halbmonatsschrift „Die Lesestunde“ kostenfrei ins Haus gesandt. Weit über 350 000 ständige Mitglieder haben sich in vier Jahren dieser Gemeinschaft angeschlossen. Ausführliche Werbeschrift „M. 28“ wird durch die D. B. G. kostenlos versandt.

Austern als Menschenfresser.

Das Erlebnis eines amerikanischen Matrosen.

Gewöhnlich essen die Menschen nur die Austern, aber es gibt auch riesige Muscheltiere, die für den Menschen eine große Gefahr bedeuten und ihn verschlingen, wenn ihm nicht Rettung wird. Von solchen menschenfressenden Austern erzählt der englische Vizeadmiral Boyle Sommerville in seinem Buch „Die Kartenmacher“, in dem er seine dreißigjährigen Erfahrungen bei der Kartierung der Küste von Queensland und der Inseln des Stillen Ozeans mitteilt. In den Felsklippen, die die Küste von Queensland einrahmen, gibt es Schluchten, in denen sich riesige Muscheltiere aus dem Geschlecht der Austern verbergen, deren mächtiges Muschelgehäuse manchmal bis zu einem Pentner wiegt. Wenn man diesen Tieren genügend nahe kommt, dann kann man das wenig geöffnete Maul zwischen den Schalen erkennen, die gewöhnlich als Fischfallen dienen, aber auch den Menschen sehr gefährlich werden können.

Ein Matrose von dem Schiff „Amethyst“, so schreibt Boyle Sommerville, „trat aus Versehen mit einem Fuß in das Maul einer dieser Riesenaustern, als die Flut gerade stieg. Die schweren Rinnladen mit ihren starken Muskeln schlossen sich sofort wie eine Mausefalle um sein Bein, gerade über dem Knöchel, und er war gefangen. Seine Begleiter zogen aus Leibeskräften an ihm, um ihn aus diesen eisernen Rippen zu befreien; aber es war vergeblich, die festhaltende Kraft der Muschel war viel zu stark für sie. Unter dessen stieg die Flut immer höher an dem Körper des Unglücklichen empor. Einige der Männer eilten nun an den Strand und erbaten durch Signale Hilfe vom Schiff. Als die Hilfsmannschaft anlangte, war die Flut schon über die Schultern des Gefangenen emporgestiegen. Das Muscheltier wurde nun mit dem Eingeschlossenen emporgehoben, und es glückte nach großen Anstrengungen, die Muschel mit eisernen Stangen zu zerschlagen. So wurde der Mann befreit; er war noch am Leben, aber schwer verletzt.“

Schuh-Aberglauben.

In der weiterbreiteten Art des Aberglaubens gehörte und gehört noch der, der an die Bekleidung des Fußes sich knüpft. Steht doch der Schuh in andauernder und enger Beziehung zum Menschen und bleibt stets in Verbindung mit der Erde, welcher man von altersher eine besondere magische Kraft zugeschrieben hat.

Wenn die Braut sich beim Durchgang zur Trauung Geld in die Schuhe steckt, so wird sie später daran keinen Mangel haben. Die ersten Schuhe, welche die Frau ablegt, dürfen nicht an Arme verschenkt, sondern müssen weggeworfen werden, weil sonst unglückliche Folgen nicht ausbleiben. Man kann jemandem bei einer wichtigen Angelegenheit zum Erfolge helfen, wenn man ihm beim Fortgehen einen Holschuh nachwirft. Beim Schatzgraben kann der zum Vorschein gekommene Schatz nicht mehr verschwinden, wenn man schnell einen Schuh darauf wirft. Wer bei einem Leichenzuge frisch geschnürte Stiefel trägt, stirbt zuerst von dem Gelingen. Einen schweren Tod aber wird erleiden, wer bei solcher Gelegenheit die Schuhe an den Füßen pakt.

Die Fußbekleidung verkündet auch die Zukunft. Wer die Schuhe nach einwärts schießt, wird reich, nach auswärts, arm. Reich wird auch, wer runde Löcher in die Sohlen läßt. Am Andreas- oder Silvesterabend, wie auch am Thomastage werfen die Mädchen, den Rücken der Zimmertür zugesehrt, einen Schuh oder Pantoffel rücklings über den Kopf. Fällt die Spitze des Schubes nach innen, so kommt noch in demselben Jahre der Bräutigam. Die Liebe fördert es, wenn man der angebeteten Person die Schuhe entwendet, sie acht Tage trägt und sie dann wieder an ihren früheren Platz zurückstellt. Steckt ein Bursche seiner Angebeteten ein vierblättriges Kleeblatt in den Schuh, so muß sie ihn erhören. Liebende dürfen sich keine Schuhe zum Geschenkt machen, weil sonst die Liebe „zerläßt“ wird.

Bei Krankheiten und Uebeln bringen Schuhe und Stiefel mancherlei Hilfe. Fieberkranke legen einen Zettel, auf dem die Krankengeschichte des Fiebers steht, in den Schuh. Sobald der Fieber vertrieben ist, ist auch das Fieber geschwunden. Um sich

vor dem Zip zu saugen, stellt man die Schuhe abends beim Schlafengehen verkehrt oder verwechselt unter's Bett. Seitenstechen vertreibt man, wenn man mit Speichel ein Kreuz auf den Schuh macht. Gegen Schlaflosigkeit schüttelt man sich, wenn man die Schuhe mit den Spitzen nach dem Bette zu stellt. Kranke Pflücker werden wieder gesund, wenn man sie aus einem Schuh streifen läßt.

Mäuse vertreibt man, wenn man vor Sonnenaufgang einen alten Schuh rücklings ins Wasser wirft. Zur Vertreibung der Motten muß man an einem hohen Feiertage vor Sonnenaufgang einen alten, ungewaschenen Schuh auf einen Kreuzweg werfen. Wohin die Spitze des Schubes sich richtet, dahin wandern die Motten.

Weiter wird behauptet: Neue Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, sonst fällt man in ihnen. Wöchnerinnen dürfen beim Aufstehen zur Kirche keine alten Schuhe anziehen. Wenigstens bräuhet das Anziehen neuer Schuhe das Kind davor, später im Leben einen gefährlichen Fall zu tun. Einer Bethe muß man Schuhe anziehen, sonst kommt sie zu spät zum jüngsten Gericht. Will man etwas vergessen, so wirft man einen Schuh rückwärts über den Kopf. Schuhe, die noch nicht bezahlt sind, verraten dies durch Knarren. Wenn man sich verirrt hat, soll man, um sich wieder zurechtzufinden, die Schuhe umwechseln. Mädchen, die viele Finger haben wollen, müssen Erbsen in die Schuhe tun.

Schon aus dieser Probe erkennt man, wie reichhaltig dieser Schuhaberglauben gestaltet ist.

Die Bekämpfung der Zuckerkrankheit.

Von Dr. Hermann Doppel.

Während des Krieges hat die Zuckerkrankheit in Deutschland in erheblichem Maße abgenommen. Die Beschränkung im Nahrungsmittelverbrauch, die sonst schweren Schaden in Form von Unterernährung an der Volksgesundheit, vor allem in den unbesetzten Teilen der Bevölkerung angerichtet hat, hat wenigstens die eine günstige Folge gehabt, daß die Zahl der Zuckerkranken erheblich abnahm. Dieses Faktum gibt in bezug auf die Volksernährung viel zu denken. Die Ernährungsaussstellung, die im Herbst dieses Jahres in Berlin veranstaltet wird, wird genügend aufklärendes Material dafür zeigen, wie wichtig in bezug auf die Zuckerkrankheit und ihre Bekämpfung eine zweckmäßige und vor allem maßvolle Ernährung ist. Die Zuckerkrankheit hat seit dem Kriege wieder erheblich zugenommen. In Berlin entfielen im Jahre 1900 auf 100.000 Personen 10 Todesfälle von Zuckerkranken. Kurz vor dem Kriege im Jahre 1914 war die Zahl bereits auf 23 Fälle gestiegen. Der Abnahme während des Krieges folgt dann das Steigen der Ziffer im Jahre 1923, wo wieder 14 Todesfälle auf 100.000 Personen verzeichnet werden. Im Jahre 1928 verzeichnet die Statistik schon wieder 18 Todesfälle. Besonders auffallend ist die starke Zunahme der Zuckerkrankheit in den Vereinigten Staaten. Hier bedingt die ausgezeichnete Wirtschaft und Finanzlage auch eine verbesserte Ernährung, so daß eine Steigerung der Zuckerkrankheit eintrat. Man hat bei der Forschung über die Zuckerkrankheit, die Diabetis, geradezu die Formel aufgestellt: Je höher das Einkommen, desto größer die Sterblichkeit an Zuckerkrankheit. Das wichtigste Mittel zur Bekämpfung der Zuckerkrankheit ist also die möglichst maßvolle Ernährung.

Zur Heilung der Zuckerkrankheit hat man in letzter Zeit drei Methoden in Vorschlag gebracht. Bisher behandelte man die Diabetis am erfolgreichsten mit Insulin-Injektion. In neuerer Zeit hat man nun ein billigeres und angeblich auch wirksameres Mittel in einem Tablettenpräparat hergestellt, das nicht in Form von Spritzen in den Körper eingeführt wird, sondern eingenommen werden kann. Dieses „Horment“ genannte Präparat wird ähnlich dem Insulin ebenfalls aus der Bauchspeicheldrüse der Rinder gewonnen.

Gegenüber diesen Heilmitteln haben besonders italienische Ärzte versucht, die Zuckerkrankheit auf operativem Wege zu entfernen. Besonders der Professor der Universität Padua, Dr. Ciminata, hat erfolgreiche Versuche zur operativen Heilung der Zuckerkrankheit angestellt. Er hat durch einen chirurgischen Eingriff die Nerven der Nebenniere außer Funktion gesetzt und dadurch bei den an Diabetis erkrankten Tunden, bei denen er die Versuche vornahm, eine völlige Heilung erzielt. Als Prof. Ciminata Ende vorigen Jahres in Wien in der Biologischen Gesellschaft über seine Erfahrungen berichtete, stand man seinen Experimenten obhergigend skeptisch gegenüber. Mit der Ausheilung der Nebenniere hört nämlich auch die Erzeugung von Adrenalin auf. Diese ist aber, soweit wir bisher wissen, für die Lebenserhaltung unbedingt erforderlich, so daß die praktische Anwendung dieses operativen Verfahrens beim Menschen noch außerordentlich zweifelhaft erscheint.

In den letzten Monaten haben nun jedoch auch Wiener Ärzte bei ähnlichen Versuchen ähnliche Resultate erzielt, es ist vor allem der auch auf dem Gebiete der Versingungslehre mehrfach hervorgetretene Arzt Dr. Doppler, der kürzlich über seine Erfolge auch auf diesem Gebiete berichtet konnte. Dr. Doppler hat auf operativem Wege den Nerv abgetrennt, der das Blutgefäß droßelt, das die Zuleitung von arteriellem Blut zur Bauchspeicheldrüse regelt. Infolge dieser Operation strömt also eine übermäßige Menge von Blut in die Bauchspeicheldrüse, deren Funktionen dadurch erheblich gesteigert werden. Da die Zuckerkrankheit aber im wesentlichen auf der Verminderung der Tätigkeit der Bauchspeicheldrüse beruht, so muß durch die gesteigerte Funktion der Bauchspeicheldrüse auch die Heilung der Zuckerkrankheit erfolgen. Diese Operation, die in ihrem Prinzip ganz der von Dr. Doppler vorgeschlagenen Versingungsoperation entspricht, ist allerdings bisher auch nur bei Tierversuchen erprobt worden. Sie könnte übrigens bei der Behandlung von Zuckerkranken ohne große Umstände und Schwierigkeiten durchgeführt werden, da sie bei Lokalanästhesie in fünfzehn Minuten ausgeführt werden kann. Welche der drei Methoden sich am besten zur Bekämpfung der Zuckerkrankheit erweisen wird, werden erst die in den nächsten Jahren zu sammelnden praktischen Erfahrungen ergeben.

Die sieben Fragen der Woche.

1. Wen bezeichnet man mit dem Wort „Korphyäe“, und woher stammt die Bezeichnung?

Antwort: Jeden Träger einer überragenden Leistung auf irgendeinem Gebiet. Das Wort selbst stammt aus dem Griechischen, und zwar waren die Korphyäen ursprünglich die Chorführer im griechischen Drama.

2. Wann und wo wurde die Stednabel erfunden?

Antwort: In Nürnberg zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

3. Wie heißt der berühmteste chinesische Philosoph?

Antwort: Kong-fu-tse; er lebte von 551—478 vor Christi Geburt.

4. Welches italienische Fürstengeschlecht entstammt dem Kaufmannskande?

Antwort: Die berühmten Medici.

5. Welche großen Dichter waren auch Schauspieler und Theaterleiter?

Antwort: Die bekanntesten sind Shakespeare, Molière, Racine und Molière.

6. Woher kommt das Wort Demokratie?

Antwort: Von den griechischen Worten „demos“ = Volk und „kratein“ = herrschen.

7. Was ist ein Tachometer?

Antwort: Ein Geschwindigkeitsmesser für Fahrzeuge.

Aus aller Welt.

Ein Ehecheidungsprozeß wegen falscher Zähne. In Rhon fand dieser Tage ein recht eigenartiger Ehecheidungsprozeß statt. Ein Mann, der mit seiner Frau in glücklichster Ehe lebte, hatte nach vier Jahren gemeinsamen Zusammenlebens die Entdeckung gemacht, daß seine Frau — ein falsches Gebiß trug. Es ist wahr, daß die Zeit, die er zu dieser Entdeckung benötigt hatte, etwas lang war, das hinderte ihn aber nicht daran, wegen „arglistiger Täuschung“ eine Ehecheidungsklage einzureichen. Leider mußte aber der arme Mann, an dem wirklich kein Entdecker verloren ging, noch eine zweite Enttäuschung erleben: Das Gericht wies nämlich seine Klage mit der Begründung ab, daß er seiner Frau bereits vor der Hochzeit auf den Zahn hätte fühlen müssen.

Gaskrieg im Mittelalter. Ähnlich wie mit vielen anderen „Neuerungen“ unserer Zeit, die bereits vor Jahrhunderten bekannt und in Anwendung waren, verhält es sich auch mit der Verwendung von Gas zu Kriegszwecken. Als die vereinigten Heere der Mongolen und Tataren über Europa heranzogen und im 13. Jahrhundert sengend und brennend von Polen aus Schloß überfluteten, bedienten sie sich, wie die Chronisten der Zeit zu berichten wissen, auch einer Maschine, die im April 1241 in der Schlacht auf der Walschlatt, 9 Kilometer von Biegnitz, dazu diente, giftige Gase gegen die vordringenden Reiterheere der deutschen Ritter, Polen und Schloßler zu entsenden. Wenn man den Chronisten Glauben schenken darf, so handelte es sich dabei um Stinkgase, die einen so unerträglichen Geruch verströmten, daß die feindlichen Reiter zum Rückgang aus der verbliebenen Pöze genötigt waren.

Fröhliche Eck.

Der Choral. An Bord von S. M. S. „Blücher“ sollte Gottesdienst abgehalten werden. Alle Vorbereitungen sind getroffen, nur welcher Choral gesungen werden soll, das weiß man noch nicht. Deshalb erkundigt sich der Wachoffizier (W.O.) mittels der Flösterlute, dem Megaphon, bei seinem Kollegen auf S. M. S. „Sehlt“, auf dem sich der Pfarrer befindet, danach. Der schickt den Läufer zu dem Geistlichen, bekommt die Antwort zurück und gibt sie weiter. Inzwischen ist aber der W.O. auf „Blücher“ abgelöst worden. Der Nachfolger hat von dem Vorausgegangenen keine Ahnung und hört den da brüllen schreien: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!“ — „Was ist los?“ ruft er erstaunt zurück. — „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!“ schreit der andere noch lauter. Da wird der W.O. ärgerlich: „Zum Donnerwetter,“ tutet er zurück, „woher soll ich denn das wissen?“

Die Freundin. „Im Sonnenbade hast du dich verlobt, liebe Rose? Wohl während der Sonnenfinsternis?“

Barthol. „Nach meinem Tode,“ sagte der Dichter Brachtinger, „wird man meine gesammelten Werke herausgeben!“ — „Lang soll er leben!“ brüllte der Chor.

In der Schule. „Was ist eine Insel, Karl?“ — „Eine Insel ist ein Stück See, wo der Grund über das Wasser emporragt.“

Verantwortlich: Hauptkassierer Robert Stora, Poznań.